

Angelika Wetterer

Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion

»Gender at Work« in theoretischer
und historischer Perspektive

HERBERT VON HALEM VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Angelika Wetterer
Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion.
»Gender at Work« in theoretischer und historischer Perspektive
Theorie und Methode, Band 19
Köln: Halem, 2017

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2017 Herbert von Halem Verlag, Köln

Zuerst erschienen im UVK Verlag, Konstanz, 2002 (978-3-89669-787-5)

ISBN 978-3-7445-1785-0 (Print)

Herbert von Halem Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Schanzenstr. 22, 51063 Köln
Tel.: +49(0)221-92 58 29 0
E-Mail: info@halem-verlag.de
URL: <http://www.halem-verlag.de>

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung ARBEITSTEILUNG UND GESCHLECHTER- KONSTRUKTION	15
i. Das theoretische Vorhaben: Geschlechterkonstruktionen auf der Meso-Ebene der beruflichen Arbeitsteilung	17
ii. Aufbau, Gegenstandsbereiche und Zugangsweisen: „Gender at Work“ in theoretischer und historischer Perspektive	39
Teil I DAS GESCHLECHT „BEI“ DER ARBEIT Geschlechterkonstruktionen im Berufsbereich und die „Mühsal der Ebenen“	57
Einleitung: „Endlose Varietät und monotone Ähnlichkeit“	59
1. Die geschlechtshierarchische Segregation der Erwerbsarbeit: Veränderungsresistenz durch Wandlungsfähigkeit	63
2. Die soziale Konstruktion der Geschlechtszugehörigkeit von Berufen: Der Streit um die Röntgenassistentin	87
3. Geschlecht als soziale Konstruktion: Missverständnisse, Grundgedanken und aktuelle Kontroversen	104
4. „Doing gender“ und „doing work“: Die Herstellung von Differenz und Hierarchie im beruflichen Alltagshandeln	129
5. Theoretische Erträge (1) Geschlechterkonstruktionen im Berufsbereich auf Mikro- und Meso-Ebene	156
6. Soziologische Sekundärkonstruktionen: Geschlecht als Ressource der Theoriebildung in einigen gängigen Erklärungen der Arbeitsmarktsegregation	183

Teil II.1

KONSTRUKTION IM HISTORISCHEN KONTEXT

Die Professionalisierung der Medizin als Medium
bürgerlicher Geschlechterkonstruktionen 215

Einleitung: Das Verhältnis von Profession und Geschlecht 217

7. Von der „true profession“ zur Rekonstruktion der
„professional projects“: Ein kurzer Rückblick auf die
Geschichte der Professionssoziologie 233

8. Ideologiekritik und wissenssoziologische Rekonstruktion:
Die soziale Konstruktion des Arzt-Experten und die
Laisierung der Frauen 248

9. Konflikt- und machttheoretische Reformulierung:
Professionalisierung als bürgerlich-geschlechtsexklusives
Aufstiegsprojekt 271

10. Berufskonstruktion und Geschlechterkonstruktion:
Die Feminisierung der Krankenpflege und die Ver-
weiblichung der Frauen 299

11. Theoretische Erträge (2)
Konstruktion „a coram publico“: Von der Antizipation
zur Validierung der Geschlechterkonstruktion 337

Teil II.2

DIE MODERNISIERUNG DER KONSTRUKTION

Schließungsprozesse und die Herstellung professions-
interner Geschlechtergrenzen in der Medizin 373

Einleitung: Von der inter- zur intraberuflichen Arbeitsteilung als
Medium der Geschlechterkonstruktion 375

12. Soziale Schließung und die Herstellung von
Geschlechtergrenzen 390

13. Sind Frauen individualisierungsfähig? Die Auseinander-
setzung um das Frauenmedizinstudium 411

14. Prozesse der Strukturbildung: „Internal Exclusion“ –
ausschließende Einschließung 435

15. Prozesse der Strukturbildung und der Bedeutungs-
generierung: „Internal Demarcation“ – marginalisierende
Integration 455

16. Theoretische Erträge (3)
Geschlechterkonstruktion und Selbstverortung 495

THEORETISCHE ERTRÄGE (FAZIT)	517
Sozialer Wandel im Rhythmus der Echternacher Springprozession	519
Literatur	547

i. Das theoretische Vorhaben: Geschlechterkonstruktionen auf der Meso-Ebene der beruflichen Arbeitsteilung

Es gibt in unserer Gesellschaft eine kaum überschaubare Fülle von ganz alltäglichen und scheinbar nebensächlichen Beispielen dafür, dass die Zweigeschlechtlichkeit ein ebenso stabiles wie flexibles Klassifikationsverfahren bereit- und darstellt – stabil, was die Grundstruktur der binären Unterscheidung anbelangt, flexibel, was deren Anwendung im Einzelfall betrifft. Ob es sich um Haarwaschmittel oder die Form von Fahrrädern, um Regenschirme oder die Abteilungen von Schuhgeschäften handelt – immer wieder begegnen wir einem Ordnungsmuster, das von der Normalitätsannahme lebt, Frauen und Männer seien in den unterschiedlichsten Belangen verschieden und die Aufteilung der unterschiedlichsten Dinge in weibliche und männliche Varianten sei deshalb ebenso normal wie funktional. Selbst bei ansonsten in Form, Farbe, Material und Machart völlig identischen weißen Baumwollsocken handelt es sich – laut Etikett – bei kleineren Größen um „Damensöckchen für die Krankenschwester“, bei größeren hingegen um „Arztsocken“.

Wie das letzte Beispiel bereits zeigt, findet sich die Geschlechterklassifikation auch in der Berufswelt wieder. Es gibt im industriellen Sektor Frauenbranchen und Männerbranchen; es gibt in der Industrie wie im Dienstleistungsbereich, in der privaten Wirtschaft wie im öffentlichen Dienst Frauenberufe und Männerberufe, Frauenarbeitsplätze und Männerarbeitsplätze; es gibt in der betrieblichen Hierarchie Positionen, auf denen typischerweise Männer, und andere, auf denen typischerweise Frauen anzutreffen sind und wo die Anwesenheit einer Person des jeweils anderen Geschlechts noch immer als Ausnahme wahrgenommen wird. Und wie die Schwierigkeiten gezeigt haben, denen sich die Umsetzung der Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit konfrontiert sah, gibt es kaum einen Bereich, in dem beide Geschlechter wirklich die gleiche Arbeit tun. In Extremfällen scheint sogar ein Vorhang auszureichen, um in einem Raum, in dem sich mehrere völlig identische Arbeitsplätze befinden, diejenigen für Männer von denen für Frauen ordentlich zu trennen und so die Differenz der Geschlechter auch dort noch augenfällig zu machen, wo ihr auf der Ebene der Arbeitsabläufe jede Entsprechung fehlt (Maruani & Nicole-Drancourt 1989, 43).

Alltagstheorie versus Soziologie des alltäglichen Unterschieds

Fragt man nach den Gründen für diese Omnipräsenz der Geschlechterklassifikation im Alltagsleben wie in der Berufswelt, so bieten sich auf einer sehr allgemeinen Ebene zunächst zwei im Kern konträre Erklärungsmuster an. Folgt man den Alltagstheorien der Gesellschaftsmitglieder, so ist davon auszugehen, dass die Unterteilung in Frauenberufe und Männerberufe, Arztsocken und Schwesternsöckchen, große dunkle und kleinere bunte Regenschirme Unterschieden zwischen den Geschlechtern Rechnung trägt, die zwar vielfach kulturell überformt sein mögen, letztlich jedoch auf eine Differenz der Geschlechter zurückverweisen, die vorsozialer Provenienz ist. Schließt man sich hingegen zwei soziologischen Klassikern an, die als Spezialisten fürs Alltägliche gelten, so verhält sich die Sache genau andersherum. Garfinkel (1967) und Goffman (1977, dt. 1994a) sind sich – trotz aller Unterschiede im Einzelnen – darin einig, dass die Unterscheidung der Geschlechter eine durchweg soziale Angelegenheit ist und dass wir in der Aufteilung von Socken, Schirmen und Berufen in „weibliche“ und „männliche“ Varianten Teilaspekte eines sozialen Konstruktionsprozesses vor uns haben, der jene Verschiedenheit der Geschlechter erst hervorbringt, die dem Alltagsverständnis zufolge als deren („letzte“) Ursache gilt.

Erstaunlicherweise folgt die Mehrzahl soziologischer Sachverständiger für den Arbeitsmarkt- und Berufsbereich in diesem Fall eher den Alltagstheorien als Garfinkel und Goffman, und auch die Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechterforschung haben – jedenfalls im deutschsprachigen Bereich – vergleichsweise lange gebraucht, bis sie das Erklärungspotenzial auszuloten begannen, das dem Grundgedanken der sozialen Konstruktion von Geschlecht gerade dann innewohnt, wenn man sich der Analyse von Prozessen der Arbeitsteilung im Berufsbereich zuwendet. Zwar sehen die konkurrierenden Erklärungsansätze, die in der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, in der Professionssoziologie oder den Theorien sozialer Ungleichheit entwickelt worden sind, komplexe und vielfältige Vermittlungsschritte vor, die „die“ Differenz der Geschlechter zu durchlaufen hat, bevor sie ihren Niederschlag auf der Ebene von Berufen, Arbeitsplätzen oder Arbeitsmarktstrukturen findet. Doch dass auch diese Erklärungsansätze in der Grundstruktur an die Logik des Alltagswissens anschließen und die Geschlechterdifferenz weit eher voraussetzen als sie zu erklären, zeigt sich für den an Garfinkel und Goffman geschulten Blick bereits in der Wahl der Begrifflichkeit, die den Gegenstand bezeichnen soll, um den es in den theoretischen Analysen und empirischen Untersuchungen dann im Einzelnen geht.

Von der „geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung“ ist hier die Rede und von der „geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes“,

von einem „geschlechtsspezifischen Arbeitsvermögen“ oder von „weiblichen“ und „männlichen“ Berufsbereichen, Anforderungen oder Qualifikationsprofilen. Und noch hinter der seit Anfang der 90er Jahre auch in der Mainstream-Soziologie geläufigen Forderung nach einer „geschlechtssensibilisierten“ soziologischen Forschung und Theoriebildung (zuerst Kreckel 1991) verbirgt sich bei genauerem Hinsehen oft nichts anderes als die Aufforderung, „geschlechtsspezifischen“ Differenzierungen mehr Beachtung zu schenken, als dies die „geschlechtsblinde“ oder „geschlechtsindifferente“ Sozialwissenschaft zuvor getan hat.

Goffmans inzwischen gut 20 Jahre alte Mahnung, bei der Verwendung von Begrifflichkeiten wie „geschlechtsspezifisch“, „geschlechtsabhängig“, „männlich“ oder „weiblich“, ja sogar bei der Benutzung von Begriffen wie „die Geschlechter“, „Frauen“ oder „Männer“ Vorsicht walten zu lassen, weil sie in ihrer Verkürzung mit der Gefahr verbunden seien, in die Irre zu führen, scheint bis vor kurzem weitgehend ungehört verhallt zu sein (Goffman 1994a, 112f). Goffman sah nicht nur die Gefahr, kulturelle Stereotype über „die Geschlechter“ auf den Plan zu rufen. Er sah auch, dass die Rede von „geschlechtsspezifischen“ Eigenschaften oder Verhaltensweisen „die Existenz einer Personenkategorie an(deutet), die im Grunde durch biologische Aspekte definiert ist *und auch so definiert werden kann*“ (112, Hervorhebung A.W.). Und er notierte schließlich, dass dies in der Konsequenz „ein noch viel schwierigeres Problem“ nach sich ziehe: Die Definition einer Klasse von Personen anhand von deren Geschlechtszugehörigkeit tendiere nämlich gleichsam automatisch dazu, aus eben diesem Zuordnungskriterium ein Etikett zu machen, das dann im nächsten Schritt für eine „Charakterisierung, Symbolisierung und erschöpfende Abbildung dieser Klasse angemessen“ scheint: „So erklärt man eine Eigenschaft zu einem Eimer, in den die anderen Eigenschaften lediglich hineingelegt werden“ (113).

Das Unbehagen, das Goffman angesichts dieser „Eimerlösung“ empfand, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in einem seltsamerweise unbemerkt gebliebenen gedanklichen Zirkel auf nichts anderes als die Unterschiedlichkeit der Geschlechter zurückführt, ist in der deutschsprachigen Soziologie und Geschlechterforschung erst ab Mitte der 90er Jahre wieder aufgegriffen worden. So hat Stefan Hirschauer (1994) darauf hingewiesen, dass die nicht nur in der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung geläufige Rede von „geschlechtsspezifischen“ Unterschieden alles andere als soziologisch sei, weil sie – genau besehen – als gegeben voraussetze, was es eigentlich zu erklären gälte. Aus ähnlichen Gründen haben Regine Gildemeister und Günter Robert (1999) unlängst vorgeschlagen, nicht mehr von der „geschlechtsspezifischen“, sondern von einer „geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung“ zu sprechen. Und ich selbst habe verschiedentlich deutlich zu machen versucht, dass

es aus theoretischen Gründen in bestimmten Argumentationszusammenhängen sinnvoll wäre, noch einen Schritt weiter zu gehen und die „geschlechtsspezifische“ durch die „geschlechterkonstituierende Arbeitsteilung“ zu ersetzen (Wetterer 1995d, 1999b & c).

Der letzte Vorschlag macht implizit darauf aufmerksam – und das gilt für alle der zuvor genannten AutorInnen –, dass dem neuerlich wieder erwachten Unbehagen an der allseits üblichen Begrifflichkeit eine theoretische Umorientierung zugrunde liegt, die an Garfinkel und Goffman auch darin anknüpft, dass sie unter anderem die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nicht länger in Analogie zu unseren „Alltagstheorien der Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White 1984, 1988) denkt, sondern sie als konstitutiven Teil und Effekt von Prozessen der sozialen Konstruktion von Geschlecht begreift.

Die konstruktivistische Wende der Geschlechtersoziologie: „Gender at Work“

Diese „konstruktivistische Wende“ in der Geschlechtersoziologie, die im deutschsprachigen Bereich nachhaltig erst in der 1. Hälfte der 90er Jahre einsetzte, hat im angelsächsischen Sprachraum eine Tradition, die bis zu Suzanne Kesslers und Wendy McKennas grundlegender Studie „Gender: An Ethnomethodological Approach“ (1978) zurückreicht und schon Mitte der 80er Jahre begann, die Analyse von Prozessen der Arbeitsteilung merklich zu beeinflussen. Aufschlussreich ist auch hier zunächst die Begrifflichkeit, sind vor allem die Buchtitel, die eine neue Richtung im Blick auf die Arbeitsteilung wie auf die Geschlechter signalisieren.

Am prägnantesten ist in diesem Zusammenhang nach wie vor Sarah Fenstermaker-Berks Untersuchung zur Arbeitsteilung in US-amerikanischen Haushalten, die programmatisch „The Gender Factory“ heißt, was durchaus wörtlich gemeint ist. Es geht ihr um die Analyse eines „Produktionsprozesses“, der zweierlei zugleich hervorbringt: „The division of household labor provides for the joint production of household labor and gender“ (1985, 201). Was den Bereich der beruflichen Arbeitsteilung anbelangt, erschien zwei Jahre früher eine Untersuchung zur Geschlechtersegregation in Australien unter dem absichtsvoll doppelsinnigen und kaum ins Deutsche zu übertragenden Titel „Gender at Work“ (Game & Pringle 1983). Ebenfalls „Gender at Work“ nannte Ruth Milkman 1987 ihre Studie zur Wiederverdrängung der Frauen vom US-amerikanischen Arbeitsmarkt nach dem 2. Weltkrieg. Und noch einmal taucht das Geschlecht „bei“ der Arbeit 1989 in Christine Williams empirischer Untersuchung über berufliche „cross gender freaks“

auf, die im Design an die ethnomethodologisch inspirierten Transsexuellen-Studien seit Garfinkels „Agnes“ (1967) anknüpft und mit ihnen das Erkenntnisinteresse teilt, herauszufinden, wie die (unpassende) Geschlechtszugehörigkeit von Frauen in Männerberufen und von Männern in Frauenberufen im beruflichen Alltagshandeln hergestellt und bewahrt wird: „Gender Differences at Work“.

Dass der zwei-deutige Titel, der neben der Annahme, die Arbeit habe oder erhalte ein Geschlecht, auch die Vermutung nahelegt, es sei so etwas wie Arbeit nötig, um das Geschlecht hervorzubringen, Ergebnis und Ausdruck eines zweifachen Erkenntnisinteresses und also keineswegs zufällig gewählt ist, haben Ann Game und Rosemary Pringle schon 1983 in ihrer Einleitung festgehalten. Sie gehen, wie dort zu erfahren ist, von einem doppelten Grundgedanken aus: „Gender is fundamental to the way work is organized; and work is central in the social construction of gender“ (1983, 14).

Knapp zehn Jahre später umreißt Anne Witz (1992) in der Einleitung ihrer wichtigen Untersuchung zur Geschichte der medizinischen Berufe in England, in der es ihr um die Rekonstruktion der Beziehungen zwischen der von Männern dominierten akademischen Medizin und den semiprofessionellen Frauenberufen der Krankenschwester, Hebamme und Röntgenassistentin geht, denselben Grundgedanken noch einmal etwas spezifischer:

„A sociological analysis of gender and professions which incorporates a more sophisticated conceptualisation of the ways in which gender is itself both socially constructed and a structuring principle is long overdue.“ (Witz 1992, 3)

Schaut man sich die Untersuchungen über „Gender at Work“ oder – wie es bei Witz heißt – „Professions and Patriarchy“ etwas genauer an, so fällt allerdings auf, dass nicht alle von ihnen die programmatisch eingeforderte Doppelbewegung der Analyse in der konkreten Durchführung auch tatsächlich einlösen. Die Arbeiten, die sich auf die Makrostrukturen eines geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes oder auf die Meso-Ebene der Berufe und ihrer Beziehungen zueinander konzentrieren, liefern zwar – verglichen mit dem *status quo ante* – eine „more sophisticated conceptualisation of the ways in which gender is (...) a structuring principle“. Der zweite Teil des Programms, der gerade für eine konstruktivistisch orientierte Geschlechterforschung von zentralem Interesse wäre, die „ways in which gender is itself socially constructed“, bleibt jedoch seltsam unterbelichtet, wenn nicht gänzlich ausgespart. Und in Folge dessen bleiben auch diese Arbeiten – wenngleich auf hochdifferenziertem Niveau – letztlich dem bekannten Erklärungsmus-

ter verhaftet: „Sex differences’ are treated as the explanation instead of the analytic point of departure“ (West & Fenstermaker 1995a, 17).

Anders ist das bislang nur in den Untersuchungen, die sich auf die Ebene des beruflichen Alltagshandelns konzentrieren. Ob man sich Christine Williams erste Studie zu den beruflichen „cross gender freaks“ („male nurses“ und „female marines“ – 1989) oder ihre Nachfolgeuntersuchungen über Männer in verschiedenen Frauenberufen anschaut (Williams 1992, 1993, 1995), ob man Robin Leidners Analyse von „Gender, Work, and Identity“ bei VersicherungsvertreterInnen und dem Servicepersonal einer Fastfood-Kette liest (1991, 1993) oder ob man sich den Kellnerinnen und Kellnern zuwendet, die Elaine Hall bei der Arbeit auch „am“ Geschlecht beobachtet hat (1993) – in all diesen mikrosoziologischen Untersuchungen geht es stets um das Ineinandergreifen zweier Prozesse. Williams, Leidner und Hall zeichnen nicht nur nach, wie Geschlecht als Ressource der Strukturierung arbeitsteiliger Zuständigkeiten und Spezialisierungen genutzt wird, sie machen auch deutlich, wie zugleich und umgekehrt die Arbeitsteilung zu einer wichtigen Ressource der Geschlechterkonstruktion wird. Sie konzentrieren sich immer auch auf die interaktive Herstellung von Geschlecht im beruflichen Alltagshandeln oder auf die Analyse dessen, was in Anlehnung an einen Aufsatz von Candace West und Don Zimmerman (1987) unter der Kurzformel „doing gender while doing work“ bekannt geworden ist.

Die soziale Konstruktion von Geschlecht und die „Mühsal der Ebenen“

Das Erkenntnispotenzial, das den mikrosoziologischen Studien zum „doing gender while doing work“ innewohnt, ist inzwischen auch hierzulande und auch in den Teilen der soziologischen Geschlechterforschung unumstritten, die sich selbst nicht oder nicht vorbehaltlos dem konstruktivistischen Paradigma zurechnen (vor allem Knapp 1993 & 1995, Gottschall 1998). In den theoretischen Diskussionen, die zuerst noch recht zögerlich durch die Arbeiten von Carol Hagemann-White (1984 & 1988) und vollends dann durch den Aufsatz „Wie Geschlechter gemacht werden“ (Gildemeister & Wetterer 1992) angestoßen wurden, haben von Anfang an aber auch die Grenzen dieses – möglicherweise – neuen Paradigmas eine zentrale Rolle gespielt (Knapp 1997, Gottschall 1997). Und das aus gutem Grund.

Der bereits erwähnte Sachverhalt, dass bislang eigentlich nur die Studien zum beruflichen Alltagshandeln das zweifache Vorhaben einlösen konnten, das mit der Wendung „Gender at Work“ angesprochen

war und ist, ist nämlich keineswegs zufällig. Die mikrosoziologische Tradition, in der der Ansatz der sozialen Konstruktion von Geschlecht steht und die Garfinkel weit mehr zu verdanken ist als Goffman, macht es nicht eben einfach und schon gar nicht selbstverständlich, die Ebene des interaktiven Alltagshandelns sozusagen leichten Herzens zu verlassen und sich mit ungebrochener theoretischer Neugierde den Prozessen der Geschlechterkonstruktion auf der Meso-Ebene der inter- wie intra-beruflichen Arbeitsteilung oder gar den Makro-Strukturen eines geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes insgesamt zuzuwenden.

Auf unorthodoxe GrenzgängerInnen zwischen den soziologischen Schulen warten hier weit eher hartnäckige theoretische Probleme und entsprechende Skrupel. Und dies um so mehr, als auch zwei der prominentesten Beiträge zum Thema Geschlechterkonstruktion, die sich deziert um eine systematische Ausdifferenzierung der Begrifflichkeit und um eine Erweiterung des Gegenstandsbereichs konstruktivistischer Analysen bemüht haben, die ethnomethodologische und interaktions-theoretische Fundierung dieses Ansatzes eher verstärkt als vermindert haben – und zwar entgegen ihrer eigentlichen Absicht.

Sowohl West und Zimmerman (1987) wie acht Jahre später West und Fenstermaker (1995a & 1995b) stellen zwar an strategisch zentralen Punkten ihrer Argumentation fest, dass es notwendig wäre, die Prozesse der Geschlechterkonstruktion nicht nur auf der Ebene des interaktiven Alltagshandelns zu rekonstruieren, sondern auch dauerhaftere Formen der Institutionalisierung der Geschlechterdifferenz wie der Geschlechterhierarchie in den Blick zu nehmen (West & Zimmerman 1987, 145ff; West & Fenstermaker, vor allem 1995b, 507f). Unerlässlich sei die Einbeziehung auch sozialstruktureller Vergegenständlichungen der Zweigeschlechtlichkeit insbesondere dann, wenn man die Stabilität des „doing gender“ und die Persistenz der sozialen Ungleichheit im Geschlechterverhältnis angemessen erklären wolle (so auch Hirschauer 1994). Doch in der konkreten Analyse konzentrieren sich auch diese beiden Aufsätze so gut wie ausschließlich auf das „doing gender“ bzw. „doing difference“. Und so bleibt im Endeffekt die Ebene, die bei West und Zimmerman als „institutional level“ dem „interactional level“ gegenübergestellt und bei West und Fenstermaker etwas plan als „outcome“ einem interaktiv konzipierten „process“ hinzugefügt wird, einmal mehr ausgespart (kritisch zu letzterem Gottschall 1997, 481-487).

Auf das, was Gudrun-Axeli Knapp in einem etwas anderen Zusammenhang einmal als „Mühsal der Ebenen“ bezeichnet hat (Knapp 1992, 292ff), mag sich offenbar niemand so recht einlassen. Und das hat zur Folge, dass die „Face-to-Face“-Interaktion bislang der einzige Ort geblieben ist, an dem sich „die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen“ ließen, um eine Formulierung von Carol Hage-

mann-White aufzugreifen (1993). Wenn Knapp (1997) wie – mit etwas anderer Akzentuierung – Gottschall (1997, 1998) die Frage, ob wir es beim Konzept der Geschlechterkonstruktion nun wirklich im Kuhn-schen Sinne mit einem neuen Paradigma der Frauen- und Geschlechterforschung zu tun haben, mit einiger Entschiedenheit verneinen, so ist ihnen beim gegenwärtigen Stand der Ausarbeitung dieses Ansatzes deshalb nur zuzustimmen. Die mehr oder weniger ausschließliche Beschränkung auf die mikrosoziologische Analyse der sozialen Konstruktion der Geschlechtszugehörigkeit von Personen im (u.a. beruflichen) Alltagshandeln hat in der Tat dazu geführt, dass wesentliche Dimensionen der „sozialen Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit“ (Hirschauer 1994) bislang unberücksichtigt geblieben sind.

Dieses Defizit in der Theoriebildung ist gerade für den Bereich der Arbeitsteilung besonders augenfällig und besonders misslich, denn hier sind das zweigeschlechtliche Differenzierungsmuster und die hierarchische Dimension der Geschlechter-Unterscheidung schon auf den ersten Blick auf der Mikro-Ebene des beruflichen Alltagshandelns ebenso anzutreffen wie auf der Meso-Ebene der Frauen- und Männerberufe und auf der Makro-Ebene eines geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes. Und spätestens auf den zweiten Blick, spätestens dann, wenn man kurz in der Geschichte der Frauen- und Männerberufe zu stöbern beginnt oder in Untersuchungen blättert, die die Vergeschlechtlichung von Erwerbsarbeit in verschiedenen Ländern vergleichen, zeigt sich zudem ein erstaunliches Maß an Kreativität in der Geschlechtszuordnung von Berufen, Arbeitsplätzen oder Branchen. Hier scheint in der Tat so etwas wie „Konstruktionsarbeit“ stattzufinden, und der Gedanke, dass nicht nur die Arbeit ein Geschlecht erhält, sondern zugleich das Geschlecht der Arbeitenden Kontur gewinnt, wenn über die Geschlechtszugehörigkeit von Berufen gestritten wird oder ganze Branchen ihr Geschlecht wechseln, scheint einigermaßen naheliegend.

Diese Überlegung, die zunächst vornehmlich Plausibilitätsgründe für sich reklamieren kann, hat mich dazu bewogen, mich auf die „Mühsal der Ebenen“ an einem ganz bestimmten Punkt einzulassen, um das Defizit der bisherigen Konzeptualisierungen des Zusammenhangs von Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion, deren vielfach monierte mikrosoziologische Engführungen, abzubauen. Ich werde in und mit dieser Arbeit das Ziel verfolgen, den Prozess der Geschlechterkonstruktion als integralen Bestandteil von Prozessen der Berufskonstruktion und Professionalisierung zu konzeptualisieren und die inter- und intraberufliche Arbeitsteilung als einen spezifischen Modus der sozialen Herstellung von Geschlecht zu begreifen. Mir wird es zentral darum gehen, den Anspruch, den viele der bislang aufgeführten Autorinnen programmatisch formulieren, um sich dann anderen Dingen zuzuwen-

den, ein Stück weit einzulösen und für die Meso-Ebene der Berufe und Professionen und ihrer Beziehungen zueinander ernst zu machen mit dem Vorhaben, dass es eine „more sophisticated conceptualisation of the ways in which gender is itself both socially constructed and a structuring principle“ zu entwickeln gilt (vgl. bereits Wetterer 1995d, 1999b).

Die Konzentration auf die Meso-Ebene der Berufe und Professionen scheint mir für das Vorhaben einer Rekonstruktion von Prozessen der Geschlechterkonstruktion jenseits des „micro-levels“ aus zwei Gründen besonders Erfolg versprechend zu sein. Sie könnte es nämlich erlauben, zwei ebenso zentrale wie dornige Theorieprobleme, die sich unverzüglich einstellen, sobald man die auch zur analytischen Routine gewordene „Interaktionsordnung“ (Goffman) verlässt, aus einer nicht nur mittleren, sondern vermittelnden Perspektive in den Blick zu nehmen: Das leidige Mikro-Makro-Problem, das sich in die Frage übersetzen ließe, wie gelangt das zweigeschlechtliche Klassifikationsverfahren von der Ebene der „Face-to-Face“-Interaktion auf die Ebene sozialstruktureller Vergegenständlichungen der Zweigeschlechtlichkeit – und/oder umgekehrt. Und das Problem, soziales Handeln und gesellschaftliche Strukturzusammenhänge, den Prozess der beständigen Neukonstruktion von Geschlecht und die Tatsache, dass die Zweigeschlechtlichkeit als grundlegendes Strukturmoment des Sozialen immer schon da ist, bevor sich die Konstrukteure des Geschlechts neu an die Arbeit machen, zusammenzudenken. Und zwar, um es etwas genauer zu sagen, so zusammenzudenken, dass der reflexive Konstitutionszusammenhang von Geschlecht nicht vorschnell nach einer Seite hin aufgelöst wird.

Sobald man sich auf die „Mühsal der Ebenen“ einlässt, werden unweigerlich – das mussten Regine Gildemeister und ich schon einmal feststellen – Probleme virulent, die „uns auf eine Reihe offener Grundfragen der Soziologie (verweisen)“ (1992, 237). Da ist Knapps Beobachtung, das „analytische Potential“ würde sich „geradezu erweitern in dem Maße, in dem der Boden der ethnomethodologischen Orthodoxie verlassen und konstruktivistische Zugangsweisen mit anderen in Korrespondenz treten“, als kleine Ermutigung am Wegesrand durchaus willkommen (1997, 499). Doch es bedarf hier natürlich nicht nur der Ermutigung, sondern erstens eines erweiterten theoretisch-begrifflichen Rahmens und zweitens einer recht genauen Wahl des empirischen Gegenstandsbereichs, anhand dessen das neue theoretische Instrumentarium entfaltet werden kann und sich zu bewähren hat.

Arbeitsteilung und institutionelle Reflexivität

Konzentriert man sich in einem ersten Schritt auf die Suche nach einem erweiterten theoretisch-begrifflichen Rahmen, so ist es hilfreich, zunächst noch einmal einen kurzen Blick auf den Zusammenhang von Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion zu werfen. Der Grundgedanke, der beide miteinander verbindet, ist einfach und wurde in seiner Grundstruktur schon 1975 von Gayle Rubin formuliert:

„The division of labor by sex can (...) be seen as a taboo: a taboo against the sameness of men and women, a taboo dividing the sexes into two mutually exclusive categories, a taboo (...) that *creates* gender.“ (Rubin 1975, 178)

Ich will hier nicht auf die umfangreichen Debatten zur *Sex-Gender*-Unterscheidung eingehen, die seit 1975 stattgefunden und dazu geführt haben, dass die Trennung und Parallelisierung von *Sex* und *Gender*, mit der Rubin hier noch operiert, inzwischen entschieden altmodisch klingt und so heute sicherlich nicht mehr stehen bleiben könnte (vgl. Butler 1991, 22-24; Gildemeister & Wetterer 1992, 205-214). Mir geht es hier ausschließlich um den Grundgedanken: Die Arbeitsteilung macht die Geschlechter zu Verschiedenen und bringt auf diese Weise auch *Gender*, auch die Differenz der Geschlechter, auch die Zweigeschlechtlichkeit mit hervor. Kurz: Die Arbeitsteilung ist ein zentraler, möglicherweise sogar der zentrale Modus der sozialen Konstruktion von Geschlecht.

Man kann diesen Grundgedanken für alle Ebenen und Bereiche der gesellschaftlichen Arbeitsteilung durchdeklinieren, ihn auf die grundlegende Trennung von Produktions- und „privater“ Reproduktionsarbeit ebenso beziehen wie auf das „doing gender while doing work“ und auf alle Formen und Spielarten der inter- wie intraberuflichen Arbeitsteilung. Sie alle tragen ihren Teil dazu bei, Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zwischen den Geschlechtern zum Verschwinden zu bringen und Unterschiede zwischen ihnen zu betonen, sie sichtbar und wichtig zu machen und ihnen eine soziale Bedeutung zu geben, die weitreichende Folgen für das Leben jedes und jeder Einzelnen hat. Mehr noch: Sie alle tragen dazu bei, dass Männer und Frauen in dem Maße, in dem sie nahezu durchweg unterschiedliches tun, auch wirklich zu Verschiedenen und voneinander unterscheidbaren Gesellschaftsmitgliedern werden.

Geschlechterkonstruktionen im Medium der Arbeitsteilung bringen aber nicht nur die Verschiedenheit der Geschlechter hervor, sondern sie schaffen auch noch etwas Zweites. Sie versorgen die Alltagstheorien der Gesellschaftsmitglieder mit einer nahezu unerschöpflichen Fülle von höchst plausiblen Beweisen dafür, dass die Geschlechter genau das sind,

was man schon immer über sie wusste, nämlich schlicht und einfach und durchweg verschieden. Man sieht es schließlich allenthalben, nicht umsonst werden Frauen Krankenschwestern und Männer Chirurgen. Das heißt, auf der Ebene der Wahrnehmung und alltagsweltlichen Erklärung der Arbeitsteilung wird das Ergebnis von Prozessen der Geschlechterkonstruktion recht umstandslos zu deren Voraussetzung und letztendlicher Ursache gemacht und entsprechend das konstruktive Moment des ganzen Vorgangs nahezu ersatzlos getilgt. Ein konstruktivistischer Ansatz, der den Anspruch erhebt, die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern angemessen zu erfassen, hätte deshalb stets zweierlei zu erklären: Den Konstruktionsprozess selbst, in dem Differenz und Hierarchie der Geschlechter im Medium der Arbeitsteilung jeweils neu hervorgebracht werden, und den Sachverhalt, dass dieser Konstruktionsprozess offenbar so angelegt ist, dass dem Alltagsverständnis gerade dessen konstruktive Momente systematisch verborgen bleiben.

Für einen derart doppelten Erklärungsansatz hat Goffman mit seinem Konzept der „institutionellen Reflexivität“ einen wichtigen Zugang eröffnet. Ich erinnere hier nur an das berühmt gewordene Toilettenbeispiel, das recht genau auf den Punkt bringt, weshalb die institutionelle Reflexivität auch für den hier in Frage stehenden Gegenstandsbereich höchst aufschlussreich ist:

„Hier hat man es (...) mit einem Fall von institutioneller Reflexivität zu tun: Die Trennung der Toiletten wird als natürliche Folge des Unterschieds zwischen den Geschlechtsklassen hingestellt, obwohl sie tatsächlich mehr ein Mittel zur Anerkennung, wenn nicht gar zur Erschaffung dieses Unterschieds ist.“ (1994a, 134)

Institutionelle Reflexivität heißt also, wie Helga Kotthoff präzise zusammengefasst hat, „daß das soziale Geschlecht so institutionalisiert wird, daß es genau die Merkmale des Männlichen und Weiblichen entwickelt, welche angeblich die differente Institutionalisierung begründen“ (Kotthoff 1994, 162). Sie ist für Goffman der Schlüssel zum Verständnis der Geschlechterarrangements, zum Verständnis dessen, wie soziale Organisationen und tief verankerte institutionelle Praktiken so auf soziale Situationen einwirken, dass diese sich in Kulissen nicht nur für die interaktive Bestätigung von Geschlechterstereotypen, sondern in recht handfeste Beweise für die Natürlichkeit der Geschlechterdifferenz verwandeln (so vor allem Goffman 1994a, 150).

Die institutionelle Reflexivität kann aber auch zu einem Schlüsselkonzept werden, wenn es darum geht, sich einen theoretisch gangbaren Weg durch die „Mühsal der Ebenen“ zu bahnen. Wie Hubert Knobloch zu Recht feststellt, ist mit der institutionellen Reflexivität eine „Schnittstelle zwischen Sozialstruktur und Interaktionsordnung“ angesprochen.

Goffmans Überlegungen zur institutionellen Reflexivität machen deutlich, dass der Unterschied der Geschlechter bei ihm – anders als in den strikt ethnomethodologisch orientierten „doing gender“-Konzepten – „nicht nur in Interaktionen erzeugt (wird), er wird zugleich von Institutionen geregelt: der Paarbeziehung, der Familie als Sozialisationsinstanz, dem Arbeitsplatz und seinen Trennungen, dem Wettkampf“ (Knobloch 1994, 41).

In Goffmans „Arrangement der Geschlechter“ gibt es einen längeren Passus, der sich explizit mit der Arbeitsteilung als einem Fall von institutioneller Reflexivität beschäftigt (1994a, 134-137). Als Schnittstelle von Sozialstruktur und Interaktionsordnung erscheint die „selektive Arbeitsplatzvergabe“ (junge Frauen werden zu Sekretärinnen älterer Männer, die ihre Vorgesetzten sind) hier insbesondere insofern, als sie – ebenso wie die Regeln der Paarbildung – die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von sozialen Situationen entschieden befördert, „in denen sich Frauen und Männer ihre angeblich unterschiedliche ‚Natur‘ wirkungsvoll vorexerzieren können“ (143). Goffmans analytischer Schwerpunkt liegt zwar ohne Zweifel auf der Ebene des „doing gender while doing work“. Doch ebenso klar ist, dass hier eine andere Ebene mitgedacht ist, auf der das Arrangement der Geschlechter schon vorab so strukturiert worden ist, dass es genau die Gelegenheiten bietet, die im „doing gender“ nur noch beim Schopf ergriffen zu werden brauchen (und ergriffen werden können).

Die institutionelle Reflexivität liegt also nicht nur darin, dass Sekretärinnen und deren Vorgesetzte wieder einmal bestätigt sehen (und selbst bestätigen), was sie schon immer über den „natürlichen“ Unterschied der Geschlechter wussten. Sie ist auch und vor allem als *strukturelle Vorgabe* konzipiert, die das „Ergebnis der gesellschaftlichen Organisation“ (158) ist resp. die – um beim Beispiel der üblichen Arbeitsplatzvergabe zu bleiben – der Organisation des Betriebes ebenso geschuldet ist wie der Arbeitsteilung zwischen Frauen- und Männerberufen. Man würde die Sache folglich völlig auf den Kopf stellen, wenn man die Geschlechterarrangements als „outcome“ des „doing gender“ begreifen würde, wie dies sinngemäß bei West und Fenstermaker (1995a & 1995b) konzipiert ist. Genau besehen, wird erst umgekehrt ein Schuh daraus, müssen wir – Goffman zu Folge – „die Gleichung umdrehen“ (128), um sehen zu können, dass das „doing gender“ ganz im Gegenteil als Realisierung von Handlungsoptionen zu verstehen ist, die die Geschlechterarrangements vermöge der ihnen innewohnenden institutionellen Reflexivität nicht nur eröffnen und nahelegen, sondern in gewisser Hinsicht überhaupt erst ermöglichen (vgl. hierzu auch Hirschauer 1994).

Goffman selbst jedenfalls beantwortet die Frage, „ob diese (Interaktions)-Rituale als ein Mittel zur Verfestigung der Sozialstruktur angesehen

hen werden sollen oder ob die Bedeutung der Sozialstruktur darin gesehen werden soll, daß sie, wenigstens in ihren bedeutendsten Aspekten, einen Rahmen für expressive Darstellungen abgibt, der bei der Organisation sozialer Situationen behilflich ist“ (149), letztlich im Sinne der zweiten Alternative. Und man kann seine Überlegungen zur institutionellen Reflexivität deshalb zum Ausgangspunkt und Anlass nehmen, das von ihm abgesteckte Terrain gewissermaßen in umgekehrter Richtung zu durchschreiten und dabei eine Frage in den Mittelpunkt zu stellen, die bei ihm so nicht thematisiert ist: Man kann nach den Prozessen und der Art von sozialem Handeln fragen, die dem „doing gender“ offenbar ebenso vorsorglich wie vorhersehbar immer neu die Gelegenheit bereiten, wirklich zu werden.

Berufskonstruktion und Geschlechterkonstruktion

Die Frage so zu wenden, wie ich dies zuletzt getan habe, setzt implizit einen Zwischenschritt voraus, der bei Goffman in dieser Form noch nicht mitgedacht ist. Es setzt voraus, dass es gleichsam „zwischen“ der Interaktionsordnung und der Sozialstruktur einen mittleren Bereich oder eine vermittelnde Ebene gibt und dass sich für diese vermittelnde Ebene sinnvoll nach Prozessen sozialen Handelns fragen lässt, die – weil sie strukturbildend sind – sowohl den Rahmen des „doing gender“ bereitstellen wie eine Brücke zur Sozialstruktur schlagen und auf diese Weise ihren eigenen Beitrag zur sozialen Konstruktion und Re-Konstruktion von *Gender* leisten. Damit bin ich bei der „Mühsal der Ebenen“ und bei der Frage, welche Instanzen an der „sozialen Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit“ beteiligt sind, wieder angelangt. Doch lässt sich das Vorhaben, um das es mir in und mit dieser Arbeit geht, nun schon etwas genauer umreißen, wenn man es zugleich mit einigen zentralen Ausgangsüberlegungen verbindet, die sich speziell auf die Meso-Ebene der beruflichen Arbeitsteilung beziehen und die es im weiteren Fortgang der Argumentation zu begründen, zu präzisieren oder gegebenenfalls zu modifizieren gilt, wenn sich dies empirisch als sinnvoll und notwendig erweist.

(1) *Berufskonstruktionen als intermediäre Instanz*. Im Bereich der Arbeitsteilung finden wir zwischen dem „doing gender while doing work“ auf der einen, den Strukturen eines geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes auf der anderen Seite eine mittlere Ebene, die den zuvor umrissenen Kriterien recht genau entspricht. Mit den Prozessen der Berufskonstruktion und insbesondere mit den in sie eingelagerten Prozessen der sozialen Konstruktion der Geschlechtszugehörigkeit von Berufen ist

– so meine *erste Ausgangsüberlegung* – eine intermediäre Instanz angesprochen, die bei der Vermittlung von interaktivem „doing gender while doing work“ und sozialstrukturellen Reproduktionsformen der Zweigeschlechtlichkeit eine zentrale Rolle spielt. Hier werden die Anfänge arbeitsteiliger Strukturbildungsprozesse, wie wir sie aus den mikrosoziologischen Studien zu „Gender at Work“ kennen, institutionalisiert und auf Dauer gestellt. Hier geht es nicht mehr ‚nur‘ um die interaktive Herstellung der Geschlechtszugehörigkeit von Personen, sondern um kollektive Akteure und die Durchsetzung kollektiver Interessen; nicht mehr um die ad-hoc-Arrangements des Alltagshandelns, sondern um die Etablierung dauerhafter Formen einer ebenso geschlechterhierarchischen wie – im Effekt – geschlechterkonstituierenden Arbeitsteilung.

Eine intermediäre Instanz stellt diese Meso-Ebene der Geschlechterkonstruktion im Medium der Berufskonstruktion insbesondere deshalb dar, weil sie sich durch etwas auszeichnet, was man in Anlehnung an Giddens Theorie der Strukturierung (1992) als Doppelcharakter von Handlung und Struktur(bildung) bezeichnen kann. Sie ist *einerseits* – darin dem „doing gender“ vergleichbar – handlungslogisch verfasst, wobei wir es nun – jedenfalls im theoretisch einfachsten Fall – mit kollektiven Akteuren zu tun haben, denen es weniger um die Bewahrung ihrer Geschlechtszugehörigkeit als vielmehr darum geht, ihren Anspruch auf einen möglichst exklusiven Zugang zu ökonomischen, sozialen und symbolischen Ressourcen durchzusetzen. Und sie führt *andererseits* – das verbindet sie mit den Makro-Strukturen des geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes – von ihrem Ziel und von ihrem Ergebnis her zu dauerhaften Institutionalisierungen einer historisch zunächst inter- und dann immer häufiger auch intraberuflichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern.

(2) *Interessenorientiertes Handeln.* Will man die „Konstrukteure des Geschlechts“ auf dieser Ebene „ertappen“, auf der jene strukturelle Dimension der institutionellen Reflexivität produziert wird, deren Folgen für die Interaktionsordnung Goffman in den Mittelpunkt seiner Analyse stellt, so geht das allerdings in der Regel nicht unmittelbar und nicht direkt. Darauf hat mit Blick vor allem auf die Mikro-Ebene des „doing gender“ bereits Carol Hagemann-White (1993) aufmerksam gemacht. Die Aktivitäten, bei denen man diejenigen beobachten kann, die sich selbst, wenn überhaupt als Konstrukteure, dann allenfalls als Konstrukteure von Berufen oder Professionen begreifen dürften, sind im Normalfall – so meine *zweite Ausgangsüberlegung* – auf die Durchsetzung ökonomischer Interessen gerichtet.

Die Etablierung von Qualifikationsstandards und Zugangsbeschränkungen, von Zuständigkeitsbereichen und Berufsgrenzen, von regel-

ten Beziehungen zu Nachbarberufen und Hierarchien im Gefüge der Berufe und Professionen, kurz: All die Elemente, die den Prozess der Berufskonstruktion und Professionalisierung ausmachen, zielen in erster Linie auf die Bewahrung oder Eroberung von Marktchancen. Das lässt sich den an Max Weber anknüpfenden Theorien sozialer Schließung (zuerst Parkin 1971) ebenso entnehmen wie dem von Ulrich Beck und Michael Brater (1978) im Anschluss an Hesse (1972) entwickelten Konzept der Berufskonstruktion und den macht- und konflikttheoretisch orientierten Ansätzen der Professionssoziologie seit Freidson (1970a & b) und Johnson (1972). Damit sind zugleich die theoretischen Ansätze aus der Berufssoziologie und der Soziologie sozialer Ungleichheit angesprochen, auf die ich im Verlauf dieser Arbeit ausführlicher eingehen werde, um sie als bereichsspezifische Konzeptualisierungen mit den Grundüberlegungen zur sozialen Konstruktion von Geschlecht zu verbinden.

(3) *Die Instrumentalisierung von Gender*. Gerade weil es den dominierenden Akteuren primär um die Durchsetzung ökonomischer Interessen geht, ist die Geschlechterklassifikation hier allerdings häufig und deshalb involviert, weil sie von den Konstrukteuren der Berufe und Professionen als vergleichsweise stabile und alltagsweltlich selbstverständliche Ressource der Strukturierung und Hierarchisierung von Tätigkeitsfeldern immer schon vorgefunden wird und sich in Dienst nehmen lässt; und weil sie insbesondere dort, wo es um die möglichst exklusive Verfügung über ökonomische wie andere Ressourcen geht, über ein Legitimationspotenzial verfügt, das seinesgleichen sucht. Die Geschlechterklassifikation kommt hier also zunächst – so meine *dritte Ausgangsüberlegung* – über ihre intendierte oder routinemäßige Instrumentalisierung ins Spiel. Und dabei sind es in erster Linie ihr Strukturierungs-, Hierarchisierungs- und Legitimationspotenzial, die sie vornehmlich dann als ebenso attraktive wie leicht verfügbare, weil nicht weiter begründungsbedürftige Ressource der Strukturbildung erscheinen lassen, wenn es um die Neuaufteilung oder Umstrukturierung von beruflichen Arbeitsbereichen geht.

Hierarchisierung hat die Unterscheidung derjenigen zur Voraussetzung, die es in ein hierarchisches Verhältnis zu setzen gilt. Und, wichtiger noch, Hierarchisierung hat, wenn sie denn mit einigem Erfolg neu durchgesetzt werden konnte, die neuerliche Unterscheidbarkeit derer zur Folge, die in eine hierarchische Beziehung zueinander gesetzt worden sind. Die Durchsetzung der interberuflichen Arbeitsteilung zwischen Männerberufen und Frauenberufen und später die Etablierung der intraberuflichen Arbeitsteilung zwischen Männerdomänen und Frauendomänen innerhalb eines Berufes sind deshalb als Prozesse zu

begreifen, in die die Unterscheidung der Geschlechter einerseits als Ressource eingebracht wird, in deren weiterem Verlauf andererseits aber auch Differenz und Hierarchie im Verhältnis der Geschlechter immer neu hervorgebracht, konstruiert und rekonstruiert werden – und zwar im Medium ihrer arbeitsteiligen beruflichen Beziehung zueinander.

Wir haben es hier also nicht nur mit einem Vorgang zu tun, der die enge Verquickung von Differenz und Hierarchie im Geschlechterverhältnis oder das zeigt, was verschiedentlich als „Gleichursprünglichkeit von Differenz und Hierarchie“ bezeichnet worden ist (so u.a. in Gildemeister & Wetterer 1992). Wir haben es hier auch mit einem Vorgang zu tun, der sich – von seinen Effekten her betrachtet – durch eine grundlegende institutionelle Reflexivität auszeichnet, womit ich zugleich bei meiner *vierten* und *letzten Ausgangsüberlegung* und bei einem Fazit der bisherigen Ausführungen angelangt bin.

(4) *Institutionelle Reflexivität auf der Meso-Ebene.* Während sich bei Goffman die institutionelle Reflexivität darauf bezieht, dass soziale Institutionen wie Beruf, Familie oder Paarbeziehung so strukturiert oder: schon vorab so vergeschlechtlicht *sind*, dass sie im interaktiven Alltagshandeln zu Gelegenheiten dafür werden, dass sich „Männer und Frauen ihre angeblich unterschiedliche ‚Natur‘ wirkungsvoll vorexerzieren können“, geht es hier um eine parallele Denkfigur auf einer anderen Ebene. Die institutionelle Reflexivität, von der ich hier – streng genommen – noch im Konjunktiv sprechen müsste, bezieht sich darauf, dass das gesamtgesellschaftlich omnipräsente zweigeschlechtliche Klassifikationsverfahren in Prozessen der Berufskonstruktion so instrumentalisiert wird, dass die Beziehung zwischen Männerberufen und Frauenberufen immer neu zu einem Prototyp der Beziehung zwischen Männern und Frauen und damit zu einem integralen Bestandteil von Prozessen der Geschlechterkonstruktion auf der Meso-Ebene der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit *wird*.

Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen wird entsprechend die Frage stehen, wie das, was bei Goffman als Vorgabe behandelt wird – die Vergeschlechtlichung von Institutionen –, zustandekommt und reproduziert wird. Während bei Goffman die Geschlechterarrangements vorausgesetzt sind und damit auch ungeklärt bleibt, wo genau zwischen Interaktionsordnung und Sozialstruktur sie angesiedelt sind und wie genau sie in diesem „Irgendwo Dazwischen“ vergeschlechtlicht werden, richtet sich das Erkenntnisinteresse hier und im Folgenden eben auf diesen „Zwischen-Raum“ und fragt für ihn nach dem „Wie“ von Prozessen der Strukturbildung und der Bedeutungsgenerierung und deren geschlechterkonstituierendem Potenzial.

Dass diese Frage von grundlegender Bedeutung ist, wenn man die mikrosoziologischen Engführungen des Konzepts der sozialen Konstruktion von Geschlecht abbauen und überwinden will, liegt auf der Hand. Denn wenn sich die zuvor umrissenen Ausgangsüberlegungen als empirisch tragfähig und theoretisch produktiv erweisen, so hieße das vor allem anderen Eines: Es hieße, dass sich auch und gerade anhand von Prozessen der sozialen Konstruktion der Geschlechtszugehörigkeit von Berufen und damit auf der Meso-Ebene der beruflichen Arbeitsteilung exemplarisch studieren ließe, wie „das soziale Geschlecht so institutionalisiert wird, dass es genau die Merkmale des Männlichen und Weiblichen entwickelt, welche angeblich die differente Institutionalisierung begründen“ (Kotthoff 1994, 162). Es hieße, anders formuliert, dass die Geschlechterkonstruktionen auf der Meso-Ebene ihren spezifischen Beitrag zur „sozialen Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit“ insbesondere deshalb zu leisten vermögen, weil sie sich durch eine institutionelle Reflexivität und damit durch eine Qualität auszeichnen, die bereits bei Goffman doppelt bestimmt ist: Einmal unter Bezugnahme auf ihre Struktur und einmal unter Rekurs darauf, dass diese vergeschlechtlichte Struktur für die Gesellschaftsmitglieder eine bestimmte soziale Bedeutung repräsentiert und so dazu beiträgt, dass die soziale Herkunft der Geschlechterdifferenz bis auf weiteres im Dunkeln bleibt.

Von nachhaltiger Relevanz für die im Folgenden entfaltete Argumentationsführung – darauf sei hier ausdrücklich aufmerksam gemacht – ist die in den vorhergehenden Absätzen immer wieder explizit oder implizit enthaltene Frage nach dem „*Wie*“ der Geschlechterkonstruktion auf der Meso-Ebene der Berufe und Professionen. Das kleine, *prima vista* recht unscheinbare und deshalb allzu leicht zu überlesende „*Wie*“ macht darauf aufmerksam, dass es mir nicht darum gehen wird, den Ansatz der sozialen Konstruktion von Geschlecht einmal mehr grundlagentheoretisch herzuleiten und zu begründen. Dass es soziologisch sinnvoll ist, Geschlecht als soziale Konstruktion zu begreifen, statt als vorsoziale Vorgabe sozialen Handelns, und dass es soziologisch Sinn macht, die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern als ein zentrales Medium und einen grundlegenden Modus der Geschlechterkonstruktion zu betrachten, soll hier nicht erneut und in aller Breite und Tiefe dargelegt werden.

Worauf es mir ankommt, ist, auf dieser Grundlage einen Schritt weiter zu gehen. Worum es mir geht, ist, auf dieser Grundlage spezifischer danach zu fragen, *wie* Prozesse der sozialen Konstruktion der Geschlechtszugehörigkeit von Berufen und *wie* die Implementierung inter- und intraberuflicher Formen der Arbeitsteilung zur sozialen Reproduktion und zur fortgesetzten Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit beitragen. Und das heißt, dass es zuerst und vor allem zwei

Fragen zu klären gilt: Erstens die Frage, *wie* Geschlechterkonstruktionen auf der Meso-Ebene der beruflichen Arbeitsteilung empirisch denn genau und im Einzelnen ‚funktionieren‘, und zweitens die Frage, *wie* sie theoretisch zu konzeptualisieren wären.

Sozialkonstruktivistische versus diskurstheoretische Konzeptualisierungen der Geschlechterkonstruktion

Ich will es vorerst bei diesen ersten Vorüberlegungen belassen und den i.e.S. theorieorientierten Teil dieser Einleitung damit beschließen, die Ausgangsfrage und den theoretischen Bezugsrahmen der vorliegenden Arbeit im Kontext der gegenwärtigen Diskussionen zu konkurrierenden Konzepten der Geschlechterkonstruktion etwas genauer zu verorten. Das ist vor allem deshalb wichtig geworden, weil wir inzwischen kaum noch *ein* einheitliches und schon gar nicht mehr *das* dominierende Konzept der Geschlechterkonstruktion kennen, sondern verschiedene und in der theoretischen Akzentuierung und Fundierung nicht immer problemlos kompatible konstruktivistische Ansätze (vgl. Teubner & Wetterer 1999, 12-20; Wetterer 1999b, 234-236; Gottschall 2000, 292-337; Gil-demeister 2001, 68-70).

Die Frage nach Prozessen der Geschlechterkonstruktion auf der Meso-Ebene der Berufe ist in der deutschsprachigen Geschlechterforschung zum Arbeits- und Berufsbereich gegenwärtig am besten dem vergleichbar, was Helga Krüger und ihre Mitarbeiterinnen in etwas anderer Weise entlang der zeitlichen Perspektive des Lebenslaufs entwickelt haben (wichtige Parellelen gibt es außerdem zu dem Anfang der 90er Jahre entstandenen Forschungsgebiet „Geschlecht und Organisation“ – dazu exemplarisch Acker 1990, 1992 & 1998; Müller 1993 & 1999; Halford, Savage & Witz 1997). Auch Krüger bewegt sich, wie Regina Becker-Schmidt kürzlich feststellt hat, „auf einer Meso-Ebene: auf der Ebene vergeschlechtlichter institutioneller Verhältnisse“ (Becker-Schmidt 1998a, 12). Sie fragt in einem ersten Schritt danach, wie die Institutionen Beruf und Familie vergeschlechtlicht (worden) sind, und zwar nicht nur auf der Ebene von Deutungsmustern, die den Beruf als Männerwelt und die Familie als Angelegenheit der Frauen verstehen, sondern auf einer strukturellen Ebene, die die gesellschaftliche Organisation des Berufslebens und des Familienlebens und des Verhältnisses zwischen beiden betrifft. Das ermöglicht es ihr, in einem zweiten Schritt die vergeschlechtlichten Institutionen Beruf und Familie nun ihrerseits als „*Strukturgeber*“ (Krüger 1995, 206) für die je verschiedene Organisation des Lebenslaufs von Männern und Frauen zu betrachten:

„Nicht nur Sozialisationsprozesse, nicht nur Verhaltenserwartungen und Zuschreibungsprozesse in der Interaktion zwischen Frauen und Männern reproduzieren und perpetuieren Geschlechterstereotypen, sondern die organisatorische Verfaßtheit der Institutionen und ihr Verhältnis zueinander geben dem Lebenslauf seine geschlechtsspezifisch standardisierte Gestalt.“ (Krüger 1995, 204)

Es ist also die „*Institutionenstrukturiertheit* des Lebenslaufs“ (215), die sich in zwei Lebenslaufmustern niederschlägt, deren zentraler Unterschied darin liegt, dass die Strukturgeber Beruf und Familie sich im Lebenslauf von Männern wechselseitig stützen und positiv aufaddieren, während sie sich im Lebenslauf von Frauen wechselseitig behindern, sodass es hier zu einem Aufaddieren allein im Sinne einer Kumulation von Benachteiligungen kommt – mit dem bekannten Ergebnis, dass die Statushierarchie zwischen den Geschlechtern sich zunehmend verfestigt (vgl. 1995, 206; sowie zuletzt Krüger 2001).

Die Frage nach der Institutionenstrukturiertheit des Lebenslaufs, die die Frage nach der sozialen Konstruktion der Statusdifferenz der Geschlechter einschließt, zielt zwar auf einen etwas anderen Gegenstandsbereich als die Frage nach Prozessen der Geschlechterkonstruktion auf der Ebene der Berufskonstruktion. Doch beide Fragen konzentrieren sich auf dieselbe theoretische Ebene: Auf eine mittlere Ebene, die einerseits die Mikro-Ebene des „doing gender“ in ganz wesentlichem Maße vorstrukturiert, statt deren „outcome“ oder so etwas wie „doing gender“ in größerem Maßstab zu sein. Und auf eine mittlere Ebene, die andererseits die Makrostrukturen der gesamtgesellschaftlichen Organisation der Arbeit übersetzt und verbindet mit dem, was für die einzelnen lebensweltlich erfahrbar ist und im sozialen Handeln jeweils neu realisiert wird – wobei Krüger die Strukturiertheit dieser Meso-Ebene deutlich in den Vordergrund stellt, während ich selbst stärker dafür optieren werde, gerade für diese Ebene Handlung und Strukturbildung in Anlehnung an Giddens (1992) aufeinander zu beziehen und damit einen Weg zu beschreiten, den vor kurzem auch Barrie Thorne (1997) vorgeschlagen hat.

Die Konzentration auf diese Meso-Ebene, die Fokussierung auf gesellschaftliche Institutionen und ihre vergeschlechtlichte Struktur und auf soziales Handeln, insofern es – sei es in biografischer Perspektive, sei es in (berufs)bereichsspezifischer und historischer Perspektive – zur Reproduktion des Geschlechterverhältnisses und zur Konstruktion und Re-Konstruktion von *Gender* beiträgt, unterscheiden den Ansatz von Helga Krüger und den sozialkonstruktivistischen Ansatz, den ich selbst in den folgenden Kapiteln präzisieren werde, sehr grundlegend von diskurstheoretischen und dekonstruktivistischen Konzeptualisierungen,

wie sie im Anschluss an Foucault und im Zuge der Butlerrezeption auch hierzulande bedeutsam geworden sind (vgl. exemplarisch Butler 1991 & 1995, Hornscheidt, Jähnert & Schlichter 1998, Bublitz 1998 & 2001, Knapp 1998). Es geht mir und es geht – mit anderem Schwerpunkt – Helga Krüger nicht nur oder gar ausschließlich um Unterschiede zwischen den Geschlechtern, die auf einer diskursiven Ebene zu lokalisieren wären, auch wenn diese einen wichtigen und noch näher zu bestimmenden Stellenwert für und in sozialen Konstruktionsprozessen haben. Es geht zunächst und in der Hauptsache um die Rekonstruktion materialer und struktureller Unterschiede: Um Unterschiede in den Handlungsoptionen, um Unterschiede in den Zugangschancen zu ökonomischen, sozialen, politischen und symbolischen Ressourcen, um Unterschiede in dem, was an Arbeitsvermögen in der und durch die Arbeit bei Frauen und Männern je verschieden ausgebildet und realisiert wird.

Differenz und Hierarchie der Geschlechter, wie sie in Prozessen der Berufskonstruktion institutionalisiert werden oder in der Institutionenstrukturiertheit des Lebenslaufs ihren Niederschlag finden, sind deshalb nicht als bloße „Diskurerfindung“ und schon gar nicht als so etwas wie eine „ideologische Bewußtseinsform“ zu verstehen, wie bei Andrea Maihofer verschiedentlich zu lesen ist (1994a & b). Die Prozesse der Geschlechterkonstruktion im Medium der Arbeitsteilung, um die es im Folgenden gehen wird, zielen auch nicht in erster Linie auf Differenzierungsprozesse, die dem Bereich der *kulturellen* Reproduktion zuzuordnen wären, wie Karin Gottschall wiederholt vermutet hat (1995a & b). Es geht vielmehr um die Institutionalisierung einer sozialen Praxis, die Frauen und Männer ‚wirklich‘ zu Verschiedenen macht; um Unterschiede, die ihren Niederschlag in der Beziehung zwischen Männerberufen und Frauenberufen und damit auf einer letztlich sozialstrukturellen Ebene gefunden haben; um Strukturbildungsprozesse, die soziales Handeln sowohl ermöglichen wie des sozialen Handelns bedürfen, um ‚wirklich‘ oder: um zu einem Bestandteil der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit zu werden.

Dass diskursive Prozesse der Vergeschlechtlichung an dieser sozialen Praxis mitbeteiligt sind und dass die Vergeschlechtlichung von Institutionen wie Beruf und Familie ihren Niederschlag in Geschlechterdiskursen und alltagsweltlichen Deutungsmustern findet, ist auch in sozialkonstruktivistischer Perspektive unstrittig. Prozesse der Geschlechterkonstruktion im Medium der Arbeitsteilung bringen – davon war bereits die Rede – stets zweierlei zugleich hervor: die neuerliche Unterscheidbarkeit der Geschlechter *und* die Naturalisierung der Differenz im Zuge der Perzeption und alltagsweltlichen Erklärung arbeitsteiliger Differenzierungen. Wir haben es bei ihnen mit Prozessen der Strukturbildung *und*

der Bedeutungsgenerierung zu tun, weshalb sozialkonstruktivistische Ansätze oft (bezogen auf die Mikroebene und in Anlehnung an Berger und Luckmann) als „interaktionstheoretisch *und* wissenssoziologisch“ bezeichnet werden (so zuletzt Gildemeister 2001). Entsprechend ist auch die Frage danach, welchen Anteil kulturelle Deutungsmuster und Geschlechterdiskurse am Prozess der sozialen Konstruktion der Geschlechtszugehörigkeit von Berufen haben *et vice versa* ebenso wichtig wie unerlässlich.

Doch in systematischer Hinsicht gilt es festzuhalten, dass sich der Prozess der sozialen Konstruktion von Geschlecht, wie er im Folgenden konzipiert wird, immer auch auf einer Ebene vollzieht, die der kulturellen Reproduktion vorgelagert ist (vgl. Hirschauer 1996). Er vollzieht sich im Wechselspiel von sozialem Handeln und sozialen Strukturen und damit auf einer Ebene, über die diskurstheoretische und dekonstruktivistische Ansätze u.a. deshalb weder etwas aussagen wollen noch können, weil das erkenntnistheoretische Problem der Repräsentation, das Problem des Verhältnisses zwischen theoretischen Aussagen und einer vordiskursiven sozialen Wirklichkeit, ungelöst ist (und dies wohl auch bis auf weiteres bleiben wird).

Der Sozialkonstruktivismus mag daher aus der Perspektive der Diskurstheorie oder eines kognitionstheoretischen Konstruktivismus, wie ihn Karin Knorr-Cetina vertritt, zu Recht als „epistemologisch skrupellos“, vielleicht sogar als naiv bezeichnet werden (1989, 89). Was er in der Tat nicht liefert, ist „ein Verfahren zum Nachweis der Konstruiertheit sozialer Tatsachen (wie etwa Rasse, Status oder Geschlecht), das unabhängig vom Nachweis der ‚Festigung‘ dieser Tatsachen wäre“ (88). Statt dessen beantwortet er die Frage nach den Voraussetzungen der Existenz und Erfahrung einer sozialen Ordnung als objektivierter Ordnung gleichsam „von der Seite“, nämlich durch den Blick auf deren Vorgeschichte. Dem werde ich mich hier – trotz aller Skrupel – *grosso modo* anschließen. Allerdings mit einem wesentlichen Unterschied.

Anders als Berger und Luckmann (1970), die Knorr-Cetina bei ihren Ausführungen im Auge hat, werde ich die Vorgeschichte jenes spezifischen Modus der Geschlechterkonstruktion, dessen Nachfolger wir noch heute in der beruflichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern vielfach „bei der Arbeit“ beobachten können, nicht im Sinne einer generellen und systematischen „Genealogie“ rekonstruieren, die in bereichsunspezifischer Weise „mit ungefestigten Handlungen beginnt und (...) über Wiederholung, Routinisierung, Internalisierung von Erwartungen, sprachlichen Kategorisierungen, Übertragung auf die nächste Generation etc. zu festen und als fest erfahrenen sozialen Arrangements (gelangt)“ (Knorr-Cetina 1989, 88). Ich werde gerade nicht von den „spezifischen (lokalen) gesellschaftlichen Reproduktionsbedingungen“

abstrahieren (a.a.O.). Ich werde vielmehr genau sie zum Ausgangspunkt nehmen und vor allem im zweiten Teil dieser Arbeit die Vorgeschichte der bis heute folgenreichen spezifisch bürgerlichen Geschlechterkonstruktion im Medium der beruflichen Arbeitsteilung konkret und mit Bezug auf zeitlich wie räumlich genau lokalisierbare Entwicklungen nachzeichnen, um auf dieser Grundlage bestimmte zentrale Strukturmomente dieses Modus der Geschlechterkonstruktion herauskristallisieren zu können.

Das bringt zwar die Skrupel nicht zum Verschwinden und es löst auch die erkenntnistheoretischen Probleme nicht auf, die dem epistemologischen Optimismus des Sozialkonstruktivismus geschuldet sind. Insbesondere ändert es nichts daran, dass auch theoretische Konzepte der Geschlechterkonstruktion letztlich nichts anderes als selber Konstruktionen von Konstruktionen oder „Choreographien von Choreographien“ sind (94) und nicht irgendwie „substantiell“ oder gar ein getreuliches Abbild der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Es könnte aber über den Weg der Kontextualisierung und Historisierung einen Zugewinn an empirischer Konkretion oder an „Welthaltigkeit“ mit sich bringen, der es erlaubt, die Frage nach dem „Wie“ der Geschlechterkonstruktion so weit zu beantworten, dass eine Verständigung darüber möglich wird, ob der Ansatz der sozialen Konstruktion von Geschlecht das, was wir beim gegenwärtigen Forschungsstand als empirische Tatsachen anzuerkennen geneigt sind, etwas genauer und vor allem: etwas kohärenter zu erklären vermag als andere theoretische Zugangsweisen zum Thema Arbeitsteilung und Geschlecht. Und das wäre ja auch schon eine ganze Menge.